

Annas Ehe.

Roman von Ida Vos-Ed.

(16. Fortsetzung.)

„Ich denke nicht gering von dir,“ sagte er.
Er setzte sich neben sie und nahm ihre Hand. „Frage dich doch selbst,“ begann er, „was sollte werden, wenn ein Mensch um einer Handvoll Jugendarbeiten willen gleich verloren gegeben werden dürfte?“

Sie lehnte ihr Haupt gegen seine Schulter. Jögern, versäumt flüsterte sie: „Aber ich habe — ich habe mich so entschlossen verhalten.“

Das Wort auszusprechen, war doch bitter-süß. Zu einem tragischen Vergehen bekant sich der Mensch mit besserem Mut als zu einem, dem ein Schein von Väterlichkeit anhaftet.

Ein Rächeln flog über sein Gesicht. Er konnte sich denken, was dieses Befenntnis sie kostete. Und es freute ihn, wie den Arzt Zeichen der Genesung beim Kranken.

„Mein Kind... menschliche Fehler sind schwer wägbare. Wir klagen sie ganz unlogisch zu beurteilen. Es gibt gewisse Favoritfehler, möcht ich sagen, denen gegenüber die Nachsicht gleich bereit ist, hundert Entschuldigungsgründe zuzubringen. Andere Fehler gibt es, denen gegenüber nur die Ungeduld und Unerbittlichkeit nach sind. Wenn wir jeden unserer Fehler auf den Markt stellen könnten, würden wir die wunderbarsten Erfahrungen machen, wie unterschiedlich die Menge sie richtet. Auch vor unserem eignen Mißverstand finden sie keineswegs mehr Gerechtigkeit. Auf die einen sind wir vielleicht gar heimlich stolz, den andern schämen wir uns. Und so scheint mir, geht es nun auch in dir zu.“

Du list so ganz herunter, gerade weil du nur überpannt warst. Schlimme Taten des Jorns oder des Leichtsinns würdest du dir gewiß rascher verzeihen; denn du bildest dir ein, daß du dich ihrer nicht so sehr zu schämen hättest. Hast du recht? Ist es so?“

Sie nickte und schmeigte sich fester an ihn. Wie wohl das tat, aus seinem Mund so klare Worte zu hören, die ihr in die eigene Seele hineinleuchteten.

„Für mich aber, meine Anna, haben alle Fehler gleichen Rang — so weit sie nicht ehrlöser Art sind.“

Ja, hast du denn gedacht, daß ich in dir ein vollkommenes Weib erwartete? Hast du zu dem Weib gelebt, ein Charakter liebe dich, ohne durch einen Gährungsprozess zu gehen? Welches Verdienst war es denn, reich, milde, klug zu sein, wenn man sich das nicht in Kämpfen zu erringen trachtete und, im Grunde genommen, bis zu seinem letzten Atemzug immer neu erringen müßte? — Wir haben tausend innere Feinde in uns. Trotz alledem kann man ein verständiger, tüchtiger Mensch werden! Das ist eine Lebensaufgabe für die Tapferen. Die Schwachen ergeben sich ihren Fehlern. Und ich denke, meine Anna hat die Eigenschaften in sich, sich auf die Seite der Tapferen zu schlagen.“

Sie fiel ihm um den Hals in erlösenden Tränen.

Wie er sie erhob! Welch neue Sicherheit er ihr gab! Ja, zu werden, wie er hoffte, daß sie werden sollte — das war eine Aufgabe — welch seltsames Streben und Ringen!

„Ich will versuchen, deine Liebe neu zurückzugewinnen,“ flüsterte sie.

„Du hast sie nicht verloren,“ sprach er und drückte sie an sich. „Wäre das noch Liebe, die gleich erlischt, wenn sie ihren Gegenstand auf Irwegen sieht? Auch für die Liebe heißt es: trodem!“

Nun kam eine innere Freiheit über Anna. Mit flammendem Eifer suchte sie sich zu erklären und zu entlasten. Sie konnte sprechen und alles von sich sagen, was sie wußte.

Und was sie nicht wußte, wo sie sich selbst unklar war, erriet seine kluge Sinn. Er sah ihre ganze Seele vor sich, wie sie in unbewachten, ungelichteten Jugendjahren immer nur von der romantischen Welt geträumt und von der Rolle, die sie in aufregenden Ereignissen spielen würde. Er sah mit Entsetzen, in welcher Lebensleiter man dies bezagte junge Geschöpf hatte aufwachen lassen.

Weder Vater noch Mutter hatten daran gedacht, ihr einen Inhalt zu geben. Einer Pflanze gleich, war sie aufgeschossen — mochte sich ihr Weg biegen, wohin er wollte. Sein Herz erzitterte, wenn er sich vorstellte, daß es zu ganz andern Auswüchsen hätte kommen können.

Unter all dem tollen Gerast dieser Tochter, war doch ihre Seele rein und stolz geblieben.

Aber dann, als sie alles besprochen und beleuchtet hatten in endloser Hitze und Widerrede, dann erwachte doch von neuem die Scham in Anna. „Wären wir allein — es könnte gehen. Aber du bist nicht der Mann, der neben sich ein Weib haben darf, über das man lächelt. All unsere Güte — deine Schwestern — die Dienboten selbst — nein, es geht

nicht. Deine Großmutter will das vor dir selbst verleugnen.“

„Niemand weiß von dem Vorgefallenen — nicht einmal Wolf — geschweige denn meine Schwestern. Nur die Schwestern.“

Niemand weiß... du hast geschwiegen... mich geschont... in all deiner Angst! O, Burkhard... Seine Hände hätte sie küssen mögen.

Er las aber in ihrem Blick die heiße Dankbarkeit. Er zog sie wieder an sich. „Mein geliebtes Weib,“ sagte er, „mir scheint, wir langen unsere Ehe noch einmal von vorn an.“

Sie drückte ihr Gesicht fester gegen seine Brust.

Er ahnte, was in ihr vorging — er verstand die Keuschheit, die in diesem Augenblick noch keine Worte dafür fand.

Lange standen sie in einem glücklichen, anhänglichen Schweigen.

„Eine Bitte habe ich,“ sagte sie dann, „und ich scheue mich nicht, sie auszusprechen: Vereine die beiden Liebenden. Früher gehe ich mir nicht das Recht, mich meines Glückes zu freuen.“

Graf Burcharde Stien bewilligte sich. Er ging erst ein paarmal im Zimmer hin und her, ehe er sprach: „Meine Meinung in dieser Angelegenheit ist ja nicht von leiblichen gegen die Liebenden diktirt, auch nicht unter deiner Beeinflussung entstanden. Die Tatsachen drängen sie mir auf. Und die sind doch dieselben geblieben. Hast — ich gestehe es — habe ich diese Bitte von dir erwartet.“

Sie freut mich, obschon ich ihr nicht willfahren kann. Ich selbst habe die Sache wieder und wieder erwogen diese Nacht — denn ich sah die Heiratseligkeit in Sophie Schülers Auge. Und mein ganzes Herz schreit sich danach, Vater und Tochter wohlzutun. Aber es ist nun einmal so: Stephan hat nichts gelernt als sein Solatenhandwerk; ich in einen anderen Beruf überzutreten lassen, wäre ein sehr gewagtes Experiment. Als Offizier kann er Sophie Schüler nicht heiraten, das Regiment würde sich dagegen wehren — es bliebe dir in ähnlichen Fällen übliche Verletzung. Aber wovon sollen sie leben? Sie haben beide nichts. Das ist der Fall — klipp und klar.“

„Nein,“ rief Anna leidenschaftlich, „das ist er nicht. Du bist reich. Wo ist dein Geld?“

„Als verheiratete Mann muß ich zuerst an meine Frau denken und an die Zukunft... Auf ein bloßes Kommissarvermögen die beiden heiraten zu lassen, wäre zu wenig — das wäre das glänzende blond, an dem so viele Offiziere tranken.“

Anna ließ nicht nach: „Und wenn deine Frau dich anlehnt: Kann das Geld, hunderttausend oder wieviel du meinst, von dem, was ihr zugehört ist? Wenn sie dir sagt: Sie wird sich mit heiserer Freude einfacher kleiden, bescheidenere ausgeben, um diesen Zinsverlust weit zu machen?“

„Das wollest du?“ fragte er ernst. „Begriff es, Burkhard,“ rief sie beschwörend, „ich habe kein Recht, glücklich zu sein, ehe ich den beiden nicht zum Glück verhalf. Ich seh es dir an — du läßt dich überzeugen.“

— Und schreibe du selbst an Stephans Oberst oder reife mit Sophie hin. — Wenn du so für sie eintrittst, wie kann sich dann das Regiment noch weigern?! Und geschicht es doch — nun, dann wird Stephan eben verzeugt und du tust alles, ihm ein gutes Regiment zu besorgen.“

All dies entsprach ja dem eigenen Herzenswunsch des Mannes. Und wenn sie selbst darauf drang, daß das Geld hergegeben werde — sogar zu Dornen dafür bereit war, die er sie auch zunächst talichlich bringen lassen wollte — dann konnte er kaum noch entgegen sein.

Und doch... Würde Anna es tragen, gerade diejenige in der Familie zu wissen, die ihre Tochter kannte — sie in der kleinen Stunde ihres Lebens gesehen hatte?

Als erriete Anna seine Gedanken, so setzte sie noch hastig hinzu, während sie tief erödet: „Daß ich selbst Vater und Tochter nicht wiedersehen mag, begreift du. Ich weiß es jetzt: mich vor dir zu schämen, ist keine Erniedrigung! Aber gerade den beiden wieder ins Auge zu sehen... Es läßt sich für alles eine Form finden. Auch für dies Vermeiden...“

Er unterdrückte einen kleinen Seufzer.

Also doch noch... Nun, dieses sich Aufbäumen war vielleicht kein Hochmut mehr — es war zu begreiflich, daß ihr ganzes Wesen sich schamvoll gegen die Vermittlung auflehnte, die doch in diesem Begehren lag.

Und endlich kamen die Gatten überein, daß Graf Burcharde am Nachmittag die Glückwünsche in das kleine Doktorhäuschen bringen und zugleich verabreden sollte, daß die Verlobung geheim zu halten sei, bis die glückliche Familie Sommerhagen verlasse, was dann schon in vier Wochen geschehen könne. So ging man einander schüchtern aus dem Wege. Die Hochzeit konnte gleich nach dem Abschied hier auf Sommerhagen stattfinden und Graf Burcharde mit einer seiner Schwestern dazu herkommen. Ein Vorwand für Anna, um fern zu

bleiben, fand sich leicht. Auch die beiden Schwestern wollten vorerst nichts erfahren, sonst würden sie sich ja wundern, weshalb Anna nicht Stephans Braut bei sich empfangen.

Mit leuchtenden Augen sah Anna ihrem Gatten nach, als er den Weg zu Doktor Schüller antrat.

Graf Burcharde selbst befand sich in keiner so ganz sonnenhellen Stimmung. Er prüfte sich darauf, ob er schwach gewesen sei, ob er in dieser Sache so ganz Annas Wünschen hätte folgen dürfen. Sein Herz sagte ihm zwar immer wieder, daß es zu grausam sein würde, Anna den Verkehr mit Sophie Schüler und ihrem Vater zugumuten; vielleicht lieb die Zeit die Erinnerung etwas weniger peinlich werden. Jemand, der körperlich krank war, schonte man sorgsam und lange. Daß man aber auch einer Seele, die eben zu gründen anfing, nicht gleich starke Anstrengungen zumuten dürfe, war wohl zu bedenken.

Mit diesen Erwägungen gab er sich schließlich recht.

Sophie Schüler sah den Grafen Burcharde auf ihr Haus zukommen.

„Vater — Graf Geyer!“ rief sie von ihrer Nähmaschine aus.

Der Doktor war in seinem Studierzimmer und kam nun auf die Türschwelle.

„Der Besuch von dir zu erwarten — ob er uns die Vermittlung antun wird, unser Schwelgen zu erbiten?“

„Es kann sein,“ sagte das junge Mädchen, „jedemfalls aber wird er uns eine Geschichte erzählen, die uns das Vorgefallene irgendwie erklärlich machen soll. — Aber sieh, Vater — nicht wahr? — er schreit fast heiser.“

Nun klang auch schon die Tür glöckelnd, und Doktor Schüller eilte hinaus.

Vater und Tochter konnten dann zunächst nicht den Eindruck bekommen, als wenn er um Verschwiegenheit bitten oder eine „Geschichte“ erzählen wollte.

Auf des Doktors Frage nach dem Befinden der Gräfin antwortete er sehr einfach, daß es ihr trotz der durchgemachten Erregungen, in die sie grundlos hineingestiegen sei, ganz vortrefflich gehe.

Zwei Minuten später war es gesagt: Graf Burcharde hielt für seinen Neffen, den Leutnant Stephan Normann, bei Doktor Schüller um die Hand von Fräulein Sophie an und fügte hinzu, daß er die finanziellen Verhältnisse des jungen Paares in geeigneter Weise ordnen werde.

Aber kein Jubelschrei, keine Dankstränen antworteten ihm.

Leidenschaft, atemlos sah Sophie auf ihrem Stuhl vor der Nähmaschine.

Mit großen Augen sah sie ihren Vater an — mit einem beschwörenden Blick. Und um ihren jungen Mund legten sich die Züge der tiefsten Bitterkeit.

Auch der alte Mann war sehr blaß geworden.

Er sah zu seiner Tochter hinüber. Lange wurzelten ihre Blicke ineinander. Sie verstanden sich, ohne ein Wort.

Dann richtete der Mann das Auge auf den Grafen Burcharde, der mit plötzlicher Beklemmung dies Erlasfen und Verstummen wahrnahm. Klar und ruhig sah er ihn an.

„Meine Tochter dankt Ihnen, Herr Graf. Wir können diesen Antrag nicht annehmen. Die Verhältnisse der beiden Liebenden haben sich seit gestern morgen nicht geändert. Die Gründe, die für Sie maßgebend waren, Ihre Einwilligung zu versagen, bestehen fort. Warum wollten Sie heute gewähren, was Sie gestern verweigerten?“

Die stille Würde des alten Mannes hatte für den Grafen Burcharde etwas sehr Beschämendes. Plötzlich begriff er, daß es eine Auffassung für die vermeintlich: Glückseligkeit gab, an die er nicht von ferne gedacht hatte....

Arme und Unglückliche sind eben überwachsen: sie setzen immer danach aus, welche Demütigung dem ankommen wird. Und wenn die Sonnenstrahlen des Glückes sich in voller Bündeln zu ihnen herein spinnen, werden sie erst fragen: Welche tolle, böse Absicht birgt sich dahinter?

„Fräulein Sophie,“ sagte er einbringlich, „spricht Ihr Vater wirklich in Ihrem Sinn? Sie lieben doch Stephan.“

„Ja,“ sprach sie mit blaffen Lippen, aber in ganz bestimmtem Ton, „Vater spricht in meinem Sinn. Sie wollen mir heute aus Dankbarkeit oder vielleicht gar, um unserer Verschwiegenheit ganz sicher zu sein, gewähren, was Sie gestern verweigerten. Ich bin zu stolz, um auf diese Weise mich in Ihre Familie zu drängen. Wenn Stephan davon wüßte oder je davon erfahren dürfte: er würde meine Haltung billigen.“

betundete — längst vor diesem ungelogen Zwischenfall.“

„Verzeihen Sie meinem Kind das zu harte Wort. Sie hat eben viel, sehr viel gelitten,“ bot Doktor Schüller mit zitternder Stimme. „Aber daß so etwas wie Dankbarkeit im Spiel ist, daß ohne die Vorgänge dieser Nacht Ihre Sinn sich nicht so rasch geändert hätte, werden Sie nicht leugnen wollen.“

„Nein,“ gab er endlich zu, „das kann und will ich nicht leugnen. Meine Frau und ich — wir sind durch schwere Kämpfe gegangen, zu neuem Glück haben wir uns inniger, bewußter als vorher zusammengesunden. Eine Berührung von Umständen zog Sie und Ihre Tochter in unsere Erregungen hinein. Sie haben sich beide als aufopferungsbehaftet — wir sind Ihnen dankbar. Aus der gleichen Empfindung heraus haben wir den Wunsch, Fräulein Sophie glücklich zu sehen.“

Die männliche Offenheit dieser Erklärung entwand dem alten Mann alle Waffen des Gedemütigten. Aber seine Ansicht konnte nicht geändert werden. Sie war unauflöslich; denn seine Ehre hatte sie ihm diktirt.

„Wir verstehen diese Empfindung — meine Tochter und ich — ja, Sophie, das tun wir,“ sprach er mit Nachdruck, „als wollte er zugleich sein Kind zur gerechten Einsicht ermahnen, aber wir bitten, daß Sie auch uns verstehen. Wir können ein Glück nicht annehmen, das uns ohne diese Zwischenfälle nicht angeboten worden wäre. Wir können nicht einmal glauben, daß es so ein Glück ist. Wenn es aber Ihnen und der Gräfin eine Genugtuung geben kann, so darf ich Ihnen sagen, daß in einer Weise dennoch das Ereignis dieser Nacht glückliche Folgen haben wird für uns. Ich habe mich selbst wiedergefunden und den Mut, meinen Beruf wieder auszuüben. Beinahe,“ schloß er mit einem erregenden Rächeln, „hätten Sie mich an meiner Haustür getroffen, bei der Arbeit, das Schild „praktischer Arzt“ daran zu befestigen.“

Graf Burcharde war gerührt. Er verstand den Stolz, die Würde dieser vielgeprüften Menschen. Sie wurden ihm in dieser Stunde teuer.

„Dies zu hören, ist mir eine tiefe Freude,“ sagte er bewegt, „eine ebenbürtige Würde er uns sein, wenn Fräulein Sophie...“

„Rein Wort mehr,“ hat sie in leidenschaftlichem Schmerz, „fühlen Sie denn nicht die unglückliche Bitterkeit, die für mich darin liegt... jetzt soll mir das Glück gönnt werden — nur weil Ihre Frau eine Tochter beging... wie kann ich — wie kann ich! Oh, verzeihen Sie mir — ich fühle Ihre Güte — aber ich kann nicht darüber weg — immer, immer war's, als ginge jemand neben mir und spottete: Darum — darum!... Wie, wenn es Ihrer Frau nun nicht eingefallen wäre, eines der Pflichten zu nehmen?...“

Sie brach in heißes Schluchzen aus.

Und er fühlte wohl, es blieb ihm nichts, als zu gehen. Zum ersten Mal in seinem Leben als ein Geschlagener. Auf dem Rückweg gestand er sich, daß er doch schwach gewesen sei, wenn auch in anderem Sinne, als sein Verstand ihm vordem zuraunen wollte.

Wenn die Liebe und der Wunsch, seiner Frau wohlzutun, die sich eben aus so schweren Verirrungen zur Gesundheit emporzureiten begannen, ihn nicht blind oder doch einseitig sehend gemacht hätten, würde seine Menschenkenntnis ihm doch haben sagen müssen: Vorsicht! Hier handelt es sich nicht um Anna allein! Diese beiden vornehmen, tiefen, sehr überempfindlich gewordenen Menschen wollen geschont sein.

Das war ein schwerer Rückweg für ihn. Er fürchtete, daß Anna das eben gewonnene Gleichgewicht ganz verlieren würde.

Und seine Furcht bestätigte sich ganz und gar.

Anna geriet außer sich.

Der stille, leidvolle und doch so unendlich würdevolle Stolz der beiden Menschen machte ihr ihr eigenes Wesen ganz verhasst.

Und über diese hätte sie sich erhasen geglaubt!

Im Raube, wie sie noch wusch, wußte auch ihre Scham vor ihnen.

Graf Burcharde machte ihr zureden, daß sie in Selbstwürden nicht zu weit gehe.

Und mit immer größerem Jammer wiederholte sie es:

„Ich habe kein Recht auf Glück, solange ich diese Liebenden nicht glücklich weiß.“

Er sah es: in einer jungen, leidenschaftlichen Frauenleibe geht viel vor, das der Logik spottet.

Aber aus seinem Gefühl heraus begriff er völlig, was Anna empfand: sie mußte, was sie selbst Hebles getan hatte, gut machen, indem sie andern zum Glück verhalf!

— Unter Freunden. „Du hast dich schon wieder mal von neuem verlobt?“

„Ja, und diesmal sogar sehr gefährlich.“

Ein Feld.

Von Alexander Dumas.

Der Haß, den der Sicilianer gegen den Neapolitaner hegt, ist fast noch größer als jener, welchen der Portugiese dem Spanier entgegenbringt. Kurz bevor ich nach Palermo kam, trug sich folgendes merkwürdiges Ereignis zu: Ein neapolitanischer Soldat war aus irgend einer Ursache zum Tode verurteilt worden. Er sollte erschossen werden. Da die Neapolitaner im allgemeinen nicht im Rufe besonderer Mutes stehen, erwarteten die Sicilianer den Tag der Hinrichtung mit großer Ungeduld und Schadenfreude, um sich zu überzeugen, in welcher Weise der neapolitanische Delinquent zum Tode gehen werde. Die Landsleute des unglücklichen Todeskandidaten waren darüber nicht wenig besorgt, denn sie hatten alle Ursache, anzunehmen, daß ihr Landsmann nicht sehr heldenmütig sterben und ihnen folgergestalt Schande machen werde. Die Situation erschien ihnen demnach in keinem rosenroten Lichte. Die nationale Eitelkeit zu retten und den Sicilianern den Spaß, welchen sie sich von der Hinrichtung versprachen, zu verderben, wendeten sich die Neapolitaner an den König, um eine Begnadigung des Soldaten zu erwirken. Doch da es sich um eine schwere Subordinationsverletzung handelte, konnte der sonst so gutmütige König dem Gesuche keine Folge geben; die Gerechtigkeit sollte ihren Lauf haben. Die Neapolitaner beratschlagten, was wohl in dieser schwierigen Sachlage zu tun am besten sei. Der eine der kompetenten Männer gab den Rat, die Exekution in aller Stille mit Ausschluß der Öffentlichkeit abzutun. Dies wurde selbstverständlich verworfen, da Heimlichkeit in dieser Sache den Spott der Sicilianer erst recht herausgefordert hätte.

Man verfiel auf die seltsamsten Auskunftsmitel, welche aber alle an dem Kardinalfehler der Unausführbarkeit litten. So herrschte denn die größte Ratlosigkeit und noch größere Verlegenheit unter den Neapolitanern. Dazu benahm sich der unglückliche Delinquent in einer schrecklich unmännlichen, verzweifelten Weise. Von dem Augenblick an, da man ihm das Todesurteil vorgelesen hatte, weinte und betete er unaufhörlich, bat um Gnade und empfahl seine Seele dem heiligen Januarius. Es schien seinen Landsleuten zweifellos, daß man den blutigen Freigang zum Richtplatz werde schleppen müssen. Unter verschiedenartigen Ausflüchten verzögerte man die Hinrichtung so lange als möglich. Schließlich fand man zu einem weiseren Aufschub keinen Grund mehr und der Rat fand sich ein letztes Mal zusammen, um in Erwägung zu ziehen, ob es denn nicht doch noch möglich wäre, aus der heiklen Situation einen passenden Ausweg zu finden. Nachdem die Neapolitaner eine zeitlang schwiegend und sinnend dagestanden waren, niemand irgend einen rettenden Gedanken äußerte und man schon betäubt auseinandergehen wollte, erhob sich der Almosener, ein ehrwürdiger alter Herr, und versicherte den Herren, daß er ein zweckmäßiges Mittel wüßte. Doch möge man weiter nicht in ihn dringen, das Mittel sei vollkommen sicher und er verbürge sich für dessen Wirksamkeit. Da die Neapolitaner sahen, daß der Almosener entschlossen war, ihre Reue nicht zu bedrücken, fragten sie nicht weiter nach seinem Mittel und fixierten die Stunde der Hinrichtung, welche am nächsten Vormittag um 10 Uhr stattfinden sollte.

Als Richtplatz wurde der zwischen Pellegrina und Castellamare gelegene Platz bestimmt, ein Raum, welcher groß genug war, alle Bewohner von Palermo zu fassen.

Am Abend, welcher der Hinrichtung vorherging, begab sich der Almosener in's Gefängnis. Als der Delinquent seinen ansichtig wurde, stieß er ein schreckliches Begehren aus, da er glaubte, er sei gekommen, ihn zum Tode vorzubereiten. Aber anfaß ihn die Beichte abzuhören, teilte der Almosener dem jungen Neapolitaner mit, daß der König ihn begnadigt habe. „Begnadigt?“ rief der Verurteilte freudebeend. „Wirklich begnadigt?“ — „Ja!“ erwiderte der Priester. — „Also ich werde nicht erschossen werden? Ich werde nicht sterben? Der König läßt mich am Leben?“ — „Du wirst nicht sterben, mein Sohn,“ erwiderte der Greis, „doch der König begnadigt dich nur unter einer Bedingung...“

„Unter welcher Bedingung?“ sprach der Verurteilte, indem die Blässe der Furcht auf seinem Antlitz wieder sichtbar wurde. — „Unter der Bedingung, daß alle Vorberätungen so getroffen werden, als ob du wirklich erschossen wüßdest. So wirst du heute Abend die Beichte ablegen, in ganz derselben Weise, als wenn du morgen wirklich in den Tod ginge; man wird dich morgen genau so auf den Richtplatz führen, als ob der König dich nicht begnadigt hätte; schließlich wird man auch auf dich schießen, allein die Gewehre werden nicht geladen sein.“

„Verhält es sich wirklich so, wie

Jhr mir sagt, mein Vater?“ frag der Verurteilte zögernd, da er diese merkwürdige Prozedur nicht recht verstand.

„Welche Ursache hätte ich, dich zu täuschen?“ sprach der Priester.

„Das ist wahr!“ murmelte der Soldat. „Also ich bin wirklich begnadigt? Ich werde nicht sterben?“

„Gewiß, mein Sohn!“

„Auch!“ rief der arme Bursche freudestrahlend. „Es lebe der gute König! Es lebe der heilige Januarius! Es lebe die ganze Welt!“ Und er tanzte vor Seligkeit in seiner Zelle umher. — „Was treibst du, mein Sohn?“ rief der Priester.

„Gast Du schon vergessen, was ich Dir soeben sagte? Deine Begnadigung ist ein Geheimnis, von welchem niemand, auch nicht der Schlichter etwas wissen darf. Auf die Anie denn und beginne Deine Beichte, ganz so, als ob Du morgen sterben müßtest!“

Der Verurteilte erkannte die Wahrheit dieser Worte, warf sich auf die Knie und beichtete. Der Almosener gab ihm die Absolution, worauf sich der Soldat abermals durch eine Frage zu vergewissern suchte, ob seine Begnadigung auf Wirklichkeit beruhe. Der Priester beruhigte ihn in dieser Richtung vollständig und ließ ihn allein. Raum hatte der Almosener die Zelle verlassen, als der Gefängniswärter eintrat. Zu seinem nicht geringen Erstaunen hörte er, wie der Delinquent eine leichte Arie vor sich hin trällerte. „Ja... weißt Du denn nicht, daß man dich morgen erschließen wird?“ fragte der Schlichter.

„O ja!“ erwiderte der Soldat ruhig. „Aber ich habe soeben gebeichtet und empfang die Absolution aller meiner Sünden. Das gibt mir die Ruhe meiner Seele wieder.“

„Das ist freilich etwas anderes...“ meinte der Schlichter nachdenklich. „Wünschst Du vielleicht irgend etwas?“ — „Ich habe Hunger und möchte gut essen.“

Er hatte seit zwei Tagen nichts gegessen. Man brachte ihm ein reichliches Nachessen, das er mit der Gier eines Wolfes verschlang, dazu trank er zwei Flaschen Wein, worauf er sich auf sein Lager warf und in festen Schlaf verfiel. Am nächsten Morgen mußte man ihn tüchtig rütteln, ehe er erwachte. Der arme Teufel hatte seit er im Gefängnis war, kein Auge geschlossen. Die Nachricht von dem ungewöhnlichen, heldenmütigen Gebahren des Verurteilten hatte sich mit Blitzesschnelle in der Stadt verbreitet. Man raunte einander in die Ohren, daß der Neapolitaner wie zu einem Fette zum Richtplatz schreiten würde. Die Sicilianer lächelten darüber überlegen, konnten sie doch an eine derartige Wendung nicht glauben.

Um sieben Uhr machte der Delinquent Toilette. Er zog schneeweiße Wäsche und eine sorgfältig gebüßte Uniform an. Er war so schön, wie ein neapolitanischer Soldat nur sein kann. Er bat, zum Richtplatz zu Fuß und mit ungefühlten Händen gehen zu dürfen. Man leistete seiner Bitte Folge. Der Richtplatz war mit einer unabsehbaren Menschenmenge bedeckt. Als der Delinquent aus dem Gefängnis trat, grüßte er nach rechts und links; auf seinem Gesicht war auch nicht eine Spur von Angst und Verzweiflung zu sehen. Er durchschritt ruhig und fest auftretend das dicke Spalier, das sich zu beiden Seiten seines Weges gebildet hatte, und winkte ab und zu einem Kameraden seinen Gruß zu. Einigen schüttelte die Hand und erwiderte ihre Worte des Bedauerns mit weisen Aussprüchen, wie: „Das Leben ist ein wertloses Gut“; „es ist gleichgültig, wann man stirbt, da man doch einmal sterben muß“ etc. Die Landsleute des jungen Helden schmelzen in Wonne und Seligkeit. Vor dem Laden eines Weinbändlers bot man ihm einen bis an den Rand gefüllten Weinbecher. Er ergriß ihn mit fester Hand und leerte ihn auf die Gesundheit des Königs... Das Staunen der Sicilianer wuchs von Minute zu Minute. Doch sie gaben sich noch der Hoffnung hin, daß der erkrankte Mut des Neapolitaners auf dem Richtplatz des Todes jämmerlichen Schiffbruch leiden würde. Ihre Hoffnungen sollten nicht erfüllt werden. Festen Schrittes und vollkommen furchtlos betrat der junge Soldat das Plateau, auf welchem er sterben sollte, und bat, mit unverbundenen Augen dem Tode in's Antlitz sehen zu dürfen. Man gewährte ihm auch diese Bitte. Weiter ersuchte er, man möge ihm gestatten, das Kommando zum Feuer selbst abzugeben. Die Sicilianer waren starr vor Staunen und Bewunderung. Neun Soldaten legten auf den Delinquent an, welcher mit fester Stimme ohne eine Miene zu verziehen, „Feuer!“ kommandierte. — Er fiel, von acht Kugeln durchbohrt, tot zur Erde, ohne auch nur einen Seufzer von sich zu geben. Der Freudenstreich der Neapolitaner erscholl — die nationale Ehre war gerettet, und die Nation wußte um einen — Helden mehr ihren Sagentreis.

— Willjährlig. Gausfrau: „Ich hoffe, daß ich nie einen Soldaten in der Küche sehen werde.“

Neues Dienstmädchen: „Wie Madam wünscht, mein Dragoner kann sich in dem großen Kirchenchornt ja bequem verstecken.“